

# In Dunkel gehüllt.

Roman von A. Wilden.

## Erstes Kapitel.

Willa reichte sich an Willa. Es waren zwei hübsche Mädchen, in Gärten schlafend, mit teils offenen, teils geschlossenen Beranden. Den Schluß dieser ruhigen vornehmen Straße machte eine große prunkvolle Villa. Sie gehörte dem Senator Büttner, und neben diesem imposanten Gebäude hatte Frau von Hunn seit einer Reihe von Jahren ihr Domizil aufgeschlagen, nämlich seit sie Witwe geworden und wieder in ihre Vaterstadt zurückgekehrt war. Denn sie war Hamburgerin von Geburt, und wenn sie auch an der Seite ihres Gatten seine Sehnsucht nach ihrem Geburtsort geteilt, so zog es sie doch dessen Liebe doch mächtig in die Nähe der Eltern zurück.

Frau von Hunn galt für sehr reich. In der Tat hatte ihr Mann ein stattliches Vermögen hinterlassen, das sie in die Lage versetzte, in Ruhe ihre Tage zu beschließen. So kaufte sie sich weit draußen vom Getümmel des Großstadtlebens an. Doch da sie — sie sah sie jetzt leichtig Jahre — noch geistig und körperlich frisch und rüstig war, führte sie keineswegs ein Einsiedlerleben. Sie hatte einen umfangreichen Bekanntschaftskreis, besuchte Theater und Konzerte, und machte im Sommer größere Reisen, auf welche sie sich eine Freundin aus der Jugendzeit zur Gesellschaft mitnahm.

An diesem Abend — es war zu Anfang Oktober und die Witterung noch verhältnismäßig warm, sah Frau von Hunn vor ihrem Schreibtisch im gemühtlichen Wohnzimmer mit den etwas altmodischen Möbeln und trank in ihren Papiere. Es war ruhevoll friedlich um sie her. Kein Laut drang von ihr her zu ihr hinein, auch um sie herum verirrten keine belästigenden Töne ihr Ohr. Sie war allein zu Haus; Doris, das Mädchen für alles, eine in langen Jahren erprobte Dienerin hatte sie bereits am Nachmittag fortgeschickt, da sie den Wunsch gehabt, ungestört zu sein.

Da die elektrische Glode an der Januärzeit anfangte, auch das Gedell des gewaltigen, vor der Hoftür liegenden Reitenhundes sie belehrte, daß jemand Einlaß begehrte, ging sie selber hinaus, um nachzusehen, wer noch so spät zu ihr kam.

Als sie die Tür öffnete, und durch den Spalt hindurchsah, so weit die vorgelegte Kette festes gestaltete, ging ein freundlicher Schein über ihr Gesicht.

„Georg, Du?“ rief sie angenehm überrascht aus, als sie ihren Bruder erblickte. „Welcher Wind weht Dich denn her?“

„Guten Abend, Milli,“ grüßte der Anwesende, hing seinen Hut am Garderobenbänder auf und entledigte sich seines Ueberziehers. „Leonie und Liseotte sind zu einem Diner eingeladen. Ich bin infolge dessen weggeblieben.“

„Und da kommst Du zu mir,“ unterbrach ihn Frau von Hunn lebhaft. „Sieh, das ist nett von Dir, Georg! Auch ich bin allein und freue mich aufrichtig, Dich einmal wiederzusehen. Komm! herein!“

Der Großvatermann Georg Ollenschläger folgte der vorausschreitenden Schwester in das Wohnzimmer. „Mach Dir's bequem, Georg,“ lud die Hausfrau ein. „Hier bitte, auf dem Sofa.“

Sie setzte sich neben ihn, und sich behaglich zurücklehnd, fragte sie: „Nun lieber Georg, wie geht's? Frau und Tochter sind ja wohl auf. Dich sehe ich gleichfalls in alter Frische vor mir, also geht meine Nachfrage aufs Geschäft.“

Während sie ihm nun erst so recht ins Gesicht blickte, konnte er nicht entgehen, daß ihr Bruder sich in einer gewissen Aufregung befand. Auch fiel es ihr heute ganz besonders auf, wie sehr der Mann in der letzten Zeit gealtert hatte.

Diese Wahrnehmung erweckte zwar ihr Mitleid in hohem Maße, denn sie war gerade diesem Bruder sehr zugezogen, doch zu gleicher Zeit ergriff eine tiefe Erbitterung gegen diejenige von ihr, welche die Schuld an dem frühen Altern dieses erst so schneidigen, lebensvollen, frohen Menschen hatte.

„Es mochte auch wohl eine leise Ahnung sein durchjähren, daß der Besuch des Bruders nicht gerade ihrer Person galt. Und das kränkte sie und tat ihr weh.“

Der Großvatermann erwiderte die Frage seiner Schwester etwas kurz. „Bereit mal die Frage nach Deinem Befinden,“ sagte er mit einem kleinen Lächeln. „Wir haben uns wohl fast vier Wochen nicht gesehen.“

„Das wird wohl stimmen. Jeder von uns hat ja seinen eigenen Kreis, da kann es schon einmal vorkommen, daß man sich längere Zeit nicht sieht.“

„Ich muß Dir da einen Vorwurf machen, lieber Milli. Weshalb läßt Du Dich und so fern? Du als alleinstehende Person solltest Dich öfter nach Hause machen. Meine Damen sind doch so schön schlau und haben so viele Bekanntschaften.“

„Das letztere ist's, lieber Georg. Die häuslichen Pflichten in einem Haushalt wie dem Deinigen lassen einer Hausfrau Zeit genug. Dein Vorwurf kann mich nicht treffen. Weshalb soll ich als alte Frau Wege nehmen, die mir nicht sympatisch sind? Du weißt, Leonie und ich sind keine großen Freundinnen. Ich habe gewiß niemals zu dem Geschlechte der Dinkmüller gehört, allein das Verhalten Deiner schönen Frau kann ich nur tadeln; es ist und bleibt ein kindisches. Sie hat nur Modetraum, Amüsierens und Nichtigkeiten im Kopfe. Ob sie wohl jemals vernünftig wird?“

Georg Ollenschläger hatte ruhig zugehört. Doch das nervöse Zucken seiner Augenlider ließ erkennen, wie peinlich ihm diese Worte waren. „Deine Anschuldigungen gegen die Frau, die ich unendlich liebe, und die mich so glücklich macht, machen es mir furchtbar schwer, so zu Dir zu sprechen, wie mir's heute Abend ums Herz ist, liebe Milli,“ ließ der Großvatermann gequält hervor.

„Du hast ein Anliegen an mich?“

„Ja, liebe Schwester!“

„Georg, glaubst Du denn, es könnte so das ganze Leben weiter gehen? Denn es handelt sich doch wohl allerdings um Geld?“

„Allerdings.“

„Das tut mir aufrichtig leid, mein Junge. Ich —“

„Versieh, wenn ich Dich unterbreche, darf ich offen zu Dir reden?“

„Gewiß! Und ich werde Dir offen antworten.“

Georg Ollenschläger ergriff die Hand seiner Schwester. Sie hatte sich aus ihrer bequemen Stellung aufgerichtet und sah jetzt festengerade neben ihm.

Sie war eine stattliche Erscheinung, groß, mit vollen Formen. Das Gesicht, von bereits völlig weißen Haaren umrahmt, war anziehend und fein zu nennen. Ein strenger Zug lagerte um den Mund, welcher jedoch, sobald sie lächelte, unendlich gemildert wurde. Die ganze Erscheinung trug den Stempel der Energie, die sich auch in den braunen Augen ausdrückte.

„Daß Du Leonie so schmädest, Milli, ist nicht hübsch von Dir —“

„Erlaube mal, Georg, Du bist ein Mann, der Einsicht haben sollte. Habe ich recht?“

„Ja, Milli, Du hast recht. Ich weiß es wohl. Es gehört ein sehr großes Kapital dazu, Leonie so zu halten, wie sie es liebt. Allein Du mußt doch milde Umstände gelten lassen.“

„Nein!“ sagte Frau von Hunn hart.

„Doch, Milli. Sieh mal, Leonie war ein verärgertes Kind aus einem hochadeligen Hause —“

„Die Leute waren arm, Georg, und hochadelig oder nicht, sie konnte keine Ansprüche machen.“

„Sie durfte es vielleicht nicht, allein die Verhältnisse sind eine zwingende Macht. Leonie hätte die besten, die allerbesten Partien machen können; sie war auch voll berechtigt, Ansprüche an das Leben zu stellen, sie mit ihrer Jugend, ihrem Liebreiz. Sie wählte mich, weil sie mich liebte. Die ganze Familie war gegen diese Verbindung; war ich doch damals so jung, ein Anfänger.“

„Was sollen diese Reminiscenzen? Es hätte ja auch alles gut gehen können, wenn Du es verstanden hättest, das junge Geschöpf zu erziehen. War sie nicht zu erziehen, oder warst Du zu schwach dazu? Jedenfalls gerietest Du da in ein Fahrwasser, in das ich nicht gehen will. Du als Kaufmann solltest wissen, daß über seine Verhältnisse zu leben niemals zu einem guten Ende führen kann.“

„Ein Mann wie Du wirst dich doch anderweitig helfen können?“

„Das sagst Du wohl. Meine Hilfsquellen sind erschöpft.“

„Milli, Du mußt helfen, Du kannst es. Laß mich nicht so lange zappeln.“

„Trink, Georg! Auch mir wird schwach. Und dann laß mich mal reden!“

„Sie setzte sich, leerte ihr Glas und sagte: „Ihr alle habt meine Vermögensverhältnisse überschätzt, glaube ich. Das lag auch daran, daß ich nicht gern meine Angelegenheiten auslramme. Kurz und gut, ich wollte natürlich so leben, wie ich es in der Ehe gewohnt war, und weshalb sollte ich auch nicht nach meiner Fassung leben? Habe ich doch keine Kinder, für die ich sparen verlohnte. Ich habe also einen Teil meines Vermögens auf Leibrente gesetzt. Sechzigtausend Mark sind teils in guten Hypotheken untergebracht, teils steht das Geld in dieser Villa, Sechzigtausend hatte ich in Staatspapieren angelegt.“

Frau von Hunn erhob sich, trat an ihren Schreibtisch und entnahm einem Fach ein Notizbuch. Sie schlug eine Seite auf und legte das aufgeschlagene Büchlein vor ihren Bruder hin. Ihre Zeigefinger legte sie schwer auf die betreffende Stelle, die sie ihm zu Gemüte führen wollte. Dabei erklärte sie:

„Es war, wie Du Dich erinnern wirst, vor nunmehr fünfundsiebenzig Jahren. Du hattest soeben Dein zweihundertjähriges Jahr erreicht, als Dir mein Mann zur Etablierung zwanzigtausend Mark vorschob. Es war geliehen. Du hattest das Kapital zu verzinsen, was Du bei Lebzeiten hundert auch pünktlich getan hast. Das war am 23. Juli 1832. Vier Jahre später heiratetest Du, und wenn die Familie Deiner Frau gegen die Verbindung war, so waren wir es nicht minder. Dein Geschäft hatte bereits in den vier Jahren einen kräftigen Aufschwung genommen, ich glaube, ohne diese Frau könnte Du heute Millionär sein.“

„Zehn Jahre später starb mein Mann. Du kamst Du zu mir, und ich gab Dir auf Deine dringende Bitte fünfzehntausend Mark, das war am 5. April 1836.“

Der Zeigefinger wies unerbitternd auf das Datum und die Zahl, die daneben stand.

„Ich erließ Dir jegliche Zinsen, ermahnte Dich zur Sparsamkeit, aber bereits nach zwei Jahren, am 13. November 1838, benötigtest Du einer weiteren Hilfe. Abermals bewilligte ich fünfzehntausend Mark. Nun ging es ja wohl stets so ein bißchen bergab, bergab. Du hattest selbstredend mehr Gewinne als Verluste, aber diese kamen doch vor, wie Du aus den nachstehenden Daten ersehest, so daß Du kleinere Beträge von fünfzehntausend Mark, sechzehntausend Mark und sechzehntausend Mark im Laufe weiterer neun Jahre von mir geliehen hast. Zinsen erhielt ich für das Kapital nicht, ich verlangte sie auch gar nicht. Meine Leibrente sicherte mir meinen Lebensunterhalt.“

Nun wollen wir das Fazit ziehen. Die Summe ergibt 72.000 Mark. Da ich für Dich und unletzen Bruder je 50.000 Mark als Erbeil bestimme, so hast Du nicht nur Dein Erbeil vorweg, sondern bist sogar bereits um ein ganz bedeutendes vor mir im Vorteil. Das ist unangenehm.“

Georg Ollenschläger hatte in stummem Entsetzen den Auseinanderberstungen seiner Schwester zugehört.

„Es waren nicht die Zahlen, die sie ihm da vorhielt, die Zahlen hatte er auch gebucht, und hatte bis auf eine Stunde noch geschafft, seiner Schwester diese Summe mit Zins und Zinseszinsen einmal zurückgeben zu können. Nein, was ihn förmlich lähmte, war die Mitteilung, daß sie die für eine Millionärin gehalten, im Grunde nur so wenig besaß.“

Allein, gelassen mußte ihm werden, dieses Mal nicht. Er würde mit Leonie reden; Unstimmigkeiten konnten geargert werden, wenn das bittere Mißgeschick verlor, es würde Regen in der Ehe geben, wo bisher nur Sonnenschein geleuchtet — gleichviel.

Alle diese Ermüdungen schossen hitzigartig durch das Hirn des gebeten Mannes, zu einem klaren Nachdenken gelangte er nicht. Immer wieder ging ihm das Geschöste wie ein Mühlrad im Kopf herum, das grausame Wort, das ihm fast gerschmettert: „Das Vermögen auf Leibrente!“

Nach aber war Kapital vorhanden. Freilich hatte seine Schwester bereits darüber verfügt: fünfzigtausend Mark gehörten seinem Bruder, das andere waren jedenfalls Legate an ihre Rabseliebende — was half's? Ihm mußte geholfen werden.

Bei dem ersten Versuch, in einer neugelauteten Wurmmaschine Wurf zu machen, geriet Charles Belter aus Neenah, Wis., mit der Hand in dieselbe und verlor alle Finger und den Daumen der rechten Hand. Die Belegungen waren furchtbar, denn die Maschine konnte nicht eher zum Stillstand gebracht werden, als bis die Finger schwebweise bis an die Handfläche abgehauen waren.

„(Fortsetzung folgt).“

## Der Royalist und der Napoleon-Schwärmer.

Eine Skizze von Frederic Bontet.

Der ehemalige Emigrierte Marquis de Belis und der pensionierte Gutsbesitzer Hector Vernier hielten sich still. Sie vertraten in der kleinen Provinzstadt, die sie bewohnten, die beiden entgegengesetzten politischen Parteien, und einer war der geschworene Feind des anderen.

Der Marquis war Vollblutroyalist, ein Ultra, wie man damals sagte. Er entstammte einer Familie, die der Monarchie immer gebüht hatte, und die zu den ersten gehörte, die durch die Revolution litten. Sein Vater mußte unter der Schreckensherrschaft das Schloß verlassen, sein Bruder, der im Heere Condés stand, wurde als Verräter von den republikanischen Truppen erschossen, und Armand de Belis selbst, nachdem er weil bei dem royalistischen Aufstand getötet hatte, mußte dann in London jahrelang in folgendem bitterem Exil dahin leben. Die Epoche der Restauration begann, er durfte nach Frankreich zurückkehren und empfing neben seinen Titeln auch einen kleinen Teil seines Vermögens zurück.

Aber er konnte weder seine Trauer, noch seinen Groll vergessen, und für den fünfzigjährigen, kalten, tapferen, eleganten und stolzen Edelmann gab es, nachdem er seine Frau verloren, auf der Welt nichts weiter als sein zehnjähriges Töchterchen Antoinette, das er abgöttisch liebte. Aber sonst konnte seine Seele nur verächtlichen Abscheu, der sich auf jene drei geschichtlichen Ereignisse richtete: die Revolution, die Restaurationszeit der Konsuln und das Kaiserreich. Ebenso stößte er alles, was damit zusammenhing, alle Einrichtungen jener Zeit und alle ihre Repräsentanten, vor allen Dingen Napoleon, den er „Bonaparte“ benannte, und dessen halb war auch der pensionierte Offizier Vernier, dem er den schmeichelhaften Titel „der Brigant aus dem Vogeebiet“ gab, ein Grauen und Entsetzen für ihn.

Vernier hatte sich seinen militärischen Rang und das Kreuz der Ehrenlegion auf den Schloßwänden des Kaiserreichs erworben. Er war mit ganzer Seele Soldat, und für ihn gab es nur einen einzigen Beruf: die Waffen zu tragen, er konnte nur einen Gott, Napoleon, seinen Kaiser, der ihm eigenhändig bei Austerlitz den Orden überreichte und ihn nach Montmirail in seine Dragonergarde berufen hatte. Als der große kaiserliche Traum zusammengeklüfft war, hatte sich Vernier, wie so viele andere, getrennt, in bourbonische Dienste zu treten. Er ließ sich pensionieren und zog sich in die kleine Stadt zurück, wo ihm seine verdorrte Mutter ein kleines Pföstchen hinterlassen hatte. Kümmerlich lebte er dahin. Er fühlte sich bei dem Mühsal unbehaglich, und wie alle diese unehelichen Heiden war er im täglichen Leben listisch. Er trug die Ziviluniform, einen langen Leiberrock, einen Hut mit breitem Koff, schwarze Stulpiestiefel, einen hohen, steifen Kragen und einen schwarzen, eisenschlagenden Krüffel. Vernier wußte nicht, was er mit der Zeit anfangen sollte; er trank Schnaps, rauchte und suchte gegen die Ultras, besonders aber gegen den Marquis de Belis, der für ihn jetzt die verabschiedungswürdige Rolle darstellte.

Auf dem Markte des Städtchens lagen das Pföstchen des Marquis de Belis und das Häuschen des Gutsbesizers Vernier sich gegenüber, und beide Männer waren nach dem Sturz des Kaiserreichs fast zur selben Zeit dort eingezogen: der Royalist höflich, frohlockend, und der Offizier voll Mut und Schmerz erfüllt.

Sie begannen sich sofort zu hassen, und jedes Fest, jeder Jahrestag, jedes politische Ereignis verschlimmerte ihre gegenseitige feindselige Haltung; öffentlich gaben sie ihre Meinung kund und sprachen ihre Ansichten laut aus, um den Gegner zu beleidigen. So wuchs ihre Wut von Tag zu Tag, und nur durch einen Zufall hatte sich noch keine Gelegenheit geboten, die feindseligen Elemente aufeinanderzuplayen zu lassen.

Aber dieser Moment kam. Der Marquis war eines Abends zu einem Schloßherrn der Umgegend eingeladen und stieg unterwegs vor einer Buchhandlung aus, um ein Buch zu bestellen. Er traf im Laden Hector Vernier mit zweien seiner Freunde, auch pensionierte Offiziere. Vernier entfaltete die Zeitung „Die Verfassung.“

„Ja,“ sagte er laut und blickte auf den Marquis, „heute ist der Jahrestag der Krönung des Kaisers.“

„Ich verstehe nicht,“ meinte darauf in lautem und verächtlichem Tone Herr de Belis zu dem ihm begleitenden Chevalier d'Anieres, „wie man noch wagen kann, dem Usurpator eine solche Bezeichnung zu geben. So wie sein Wappen verschwunden ist, sollte auch die Erinnerung an seine Räuberthaten erlöschen.“

„Hauptmann Berlang,“ erwiderte Vernier und wandte sich an einen seiner Freunde, „wissen Sie nicht, ob hier in der Nähe noch fremde Truppen stehen? Ich glaube, die Royalisten werden Hilfe nötig haben.“

„Fremde Truppen,“ rief der erschrockene Marquis, „der kaiserliche Brigant ist es gewesen, der Frankreich seinen legitimen Herrscher gestohlen hat.“

„Herr Marquis,“ antwortete der pensionierte Offizier, und Blige sprühten aus seinen Augen. „Seine Majestät Napoleon der Erste, Kaiser von Frankreich und Europa, ja der ganzen Welt, wenn die Verräter ihn nicht verkauft hätten und die Feigen sie nicht bezahlt hätten, steht über den Beleidigungen der Bourbonen und ihrer Sippschaft.“

„Dieser Bonaparte war nicht weiter als eine Ananille,“ meinte Herr de Belis und wandte sich zu seinem Begleiter.

Der pensionierte Offizier wurde leichenblau, machte einen Schritt vorwärts und erhob die Hand.

„Herr Marquis,“ flüsternte Vernier mit vor Wut erstickter Stimme, „zwei meiner Freunde —“

„Ich weiß, daß Sie ein Säbelpalster sind,“ antwortete der Marquis mit beleidigendem Lächeln. „Aber das schadet nichts, ich hoffe das Land von einer öffentlichen Gefahr zu reinigen. Morgen früh werden meine Freunde die Thron erwarten.“

Ruhig verließ er das Geschäft, bestieg mit dem Chevalier den Wagen und begab sich in das Schloß, in das er eingeladen war.

Der pensionierte Offizier, der vor Wut zitterte, ging zu Fuß um die Stadt herum, um sich zu beruhigen. Dann kehrte er in das Restaurant zurück, wo er und seine Freunde aßen, und benachrichtigte den Kommandanten Berlang, daß er sie zu Zeugen wählen würde. Noch ganz erhit, trank er reichlich Schnaps, rauchte eine Menge Zigaretten und wollte eben nach Hause gehen, als das Läuten der Sturmglode ihn veranlaßte, aufzuspringen. Ein Feuerchein kam vom Marktplatz her. „Das ist mein Haus,“ sagte er sich, „das ist wirklich hübsch.“ Er eilte hin. Als er auf dem Marktplatz war, empfand er ein Gefühl der Schadenfreude, daß er sofort etwas beschämt unterdrückte. Die Villa des Marquis war es, die von oben bis unten brannte. Das Feuer mußte im ersten Stockwerk ausgebrochen sein, und die Funken der aufsteigenden Flammen begannen den zweiten Stock schon zu ergreifen. Halb belleidet war die Dienerschaft entflohen, und die eilig herzukommenden Nachbarn standen ratlos und träge auf dem Plage und guckten zu. Noch immer ertönte das Läuten der Sturmglode, und durch die dunkle Nacht flog ein gewaltiger Feuerchein auf. „Der Ultra wird eine nette Uebertragung haben, wenn er nach Hause kommt,“ sagte sich Vernier. Aber seine Gedanken wurden durch den Schrei einer Frau unterbrochen.

„Gnädiges Fräulein! Gnädiges Fräulein! Wo ist sie?“

Zammernd, ganz außer sich kam ein in eine Decke eingehülltes Dienstmädchen herbeigeeilt.

„Wo ist sie? Ich bin davongelau- fen.“

Blötzlich wurde im zweiten Stockwerk ein Fenster geöffnet. Man sah den Kopf eines Kindes mit langen, aufgelösten Haaren. Das Gesichtchen der Kleinen wurde von den aufsteigenden Flammen beleuchtet. Das Kind schrien zu schreien, denn sein Mund war geöffnet, aber das Knistern des Feuers überbot seine Stimme. Vergeweielt beneigte sie die Arme.

„Unsere Leiter, zum Donnerwetter, unsere Leiter!“

Vernier hatte es geschrien und sprang auf seinen Dienst, zu den er in der Menge stehen sah. In drei Sägen war er über den Markt in sein Haus geeilt. Er kam mit der Leiter zurück, lehnte sie gegen das brennende Haus und warf seinen Leiberock ab.

„Halte sie fest!“ rief er dem Diener zu.

Schon war er in der Höhe des ersten Stockwerks angelangt. Er kletterte weiter hinauf an den aufstrebenden Flammen vorbei bis zu dem zweiten Stockwerk, das jetzt auch hell brannte. Er stieg durch das offene Fenster. Nach einer Weile, die eine Ewigkeit zu dauern schien, tauchte er zwischen dem Qualm und den Funken wieder auf und trat auf dem rechten Arm ein großes Bündel; das in eine Decke gehüllte Töchterchen des Marquis.

Nun begann auch die Leiter bereits zu glimmen; er verbrannte sich die Finger, als er sich daran festhielt und schnell und sicher mit seiner Last herabstieg. Als er wieder auf der Erde stand, schwante er, er war vom dem Qualm benommen und halb erblindet. Sein Schurzbar und das Haar waren versengt, auf die Stirn war ihm ein brennender Balken gefallen, und sie hatte rot und schwarze Streifen. Ein Mann stand vor ihm, es war der Marquis de Belis. Als er von ferne den Feuerchein bemerkt hatte, legte er seine Pfeife, und als es ihm klar geworden war, daß es sein Haus war, das brannte und das noch kein Töchterchen barg, war er wie wahnsinnig vor Angst und Schrecken gekommen.

Wie ein Wiederkind kam er auf dem Marktplatz an, sprang aus dem



Bewundernswerte Einfachheit in diesem Coat. Die Reinheit liegt mehr in der Eleganz des Stoffes als in irgend einem auffallenden Besatz-Glied. Das Reibungsstück ist aus holzbraunem Samt gemacht. Bänder aus feinstem Felle um den Saum-Coat geben eine besondere Eleganz. Das elastische und zugleich weiche Material trägt Ihren Coat bis zur Spitze des Halses und beide sollten die Arme bedecken. Mit für den Aufenthalt im Freien bestimmten Stoffen sollten schwarze Strümpfe und hohe Anstiefel getragen werden.

## Unsere Schnittmuster - Offerte



Wagen und sah, wie Vernier aus dem brennenden Hause die Leiter hinabstieg. Als der pensionierte Offizier ihn jetzt vor sich stehen sah, richtete er sich gerade in die Höhe und bezwang die Ohnmacht, die ihn zu ergreifen drohte. Voll Hoff blühte er seinen Gegner an und streckte ihm das in die Decke gehüllte kleine Mädchen entgegen, das seinen Schaden erlitten hatte. Er sprach kein Wort, drehte ihm den Rücken und schritt auf sein Haus zu, wobei er sich bemühte, nicht zu hinken. Aber der Marquis de Belis eilte hinterher, ergriff den Arm des pensionierten Offiziers, und vor Erregung erstickt, suchte er nach Worten, um seine Dankbarkeit und seine Bewunderung auszudrücken. Schweigend standen sie sich gegenüber, da neigte sich der Royalist vor und farbte dem Napoleonschwärmer ins Gesicht:

„Es lebe der Kaiser!“

## Ein neuer Triumph der Chirurgie.

In den letzten fünfzig Jahren sind wir daran gewöhnt worden, von Wundern ärztlicher Kunst zu hören. Man weiß, daß man ohne Magen und mit nur einer Niere leben kann, daß man sogar das verlorene Herz wieder zusammensetzt. Kürzlich hat einer der ersten französischen Physiologen, der Professor Dastre, in einem Vortrage in der Akademie der Wissenschaften dargelegt, daß Tierexperimente ergeben hätten, daß der Mensch nur ein Sechstel seiner Lunge zum Leben benötige. Diese Untersuchungen wurden angeestellt auf Grund der Arbeiten eines Italieners, Dr. Roclanini, der leichte Fälle von Tuberkulose dadurch besterzte, respektive bestellte, daß er in die durch die Tuberkel entstandene Ausbuchtung ein Gas injizierte, durch welches die Ausbuchtung zusammengezogen, gleichzeitig aber auch dieser erkrankte Teil der Lunge „außer Betrieb“ gelegt wurde. Er erreichte dadurch in sehr vielen Fällen ein Aufhören der Blutungen und eine Verkleinerung der Ausbuchtungen.

Der französische Physiologe hat nun festgestellt, wie groß die zum Leben nötige, funktionierende Lungenmasse sein müsse, und er hat, nachdem auf obige Art der größte Teil der Lungen eines Tieres unbeweglich gemacht worden war, konstatiert, daß das Tier nur mit einem Sechstel der Lunge völlig lebensfähig blieb. Ein Trost für die vielen Lungenkranken, denen nur eine halbe Lunge zum Atmen blieb.

## BEKANNUNG-AUWEISUNGEN;

Diese Nummer werden an irgend eine Adresse gegen Entsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

PATERN DEPARTMENT  
OMAHA TRIBUNE,  
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribune“ Coupon  
Ich wünsche Nummer No. ....  
..... Soll Druck- oder Lieferweise.  
(Nahme .... bei Kinder (a. h. r.)  
Name .....  
No. .... Straße ..... Stadt .....